

# Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zum  
„Südungarischen Lloyd“.

Nr. 28. 1886.

## Die geheimnißvolle Gräfin

Historische Novelle

von

Eugen Hermann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Murkstoff überreichte Wanda den geforderten Schlüssel. Georg fühlte sich nicht bewogen, mit diesem Menschen über dessen Angriffe gegen seine Person zu rechten, er verließ mit Wanda das Gemach, ohne weitere Notiz von ihm zu nehmen, aber draußen bat er sie, ihm kurzes Gehör zu schenken.

Sie führte ihn in das Boudoir der Gräfin. „Ich erlaube, was Sie mir sagen wollen,“ flüsterte sie, „aber ein Wort von mir wird Ihnen erklären, daß ich nichts von Murkstoff zu fürchten habe, wie während er auch sein mag. Er ist Leibeigener der Gräfin. Selbstverständlich bin ich autorisirt, ihn mit Gewalt zum Gehorham zu zwingen, aber er wird sich fügen, er weiß es, daß die Rachsicht der Gräfin ihre Grenzen hat.“

„Sie dürfen doch nicht allzu sicher sein,“ versetzte Georg, „ich möchte Sie mit dem Worte eines deutschen Dichters warnen: Bittere vor dem Sklaven, der die Ketten bricht.“ Ich danke der Gräfin unendlich viel, ich kam, meine anonyme Wohlthäterin aufzusuchen — leugnen Sie es nicht, gönnen Sie mir das Recht der Dankbarkeit, den wahren Interessen der Gräfin zu dienen. Ich kam in Unruhe her. Ich ahnte nichts von der Operation, mich beschäftigte der Zweifel, ob ein Verdacht, der auf Herrn Murkstoff ruht, auch die Gräfin trifft. Die Sache ist ernster, als Sie ahnen. Man fahndet sehr strenge auf politische Emiffäre, und der Argwohn, daß Murkstoff ein solcher sei, ist mir fast zur Gewißheit geworden. Sorgen Sie dafür, daß er die Gräfin nicht kompromittirt. Ich darf über das, was ich gesehen, nicht schweigen. Ich bin durch meinen Dienst gezwungen, Hoch- und Landesverrath zu verhindern. Ich sah auf dem Tische des Sekretärs einen Gegenstand, der mich an Jemand erinnert, der mir befreundet war und von dem ich argwöhne, daß er eine junge Dame, eine Polin, die hier lebt, dazu verleiten wollte, Werkzeug seiner Pläne zu werden. Der Gedanke an diese Dame legt mir den Argwohn nahe, daß Murkstoff in ähnlicher Weise die Arglosigkeit der Gräfin ausnützt. Ich begreife zwar nicht, wie zwischen Murkstoff und meinem früheren Freunde Beziehungen walten können, Murkstoff ist Russe und mein Freund Pole, wäre das aber der Fall, so ist meine Warnung sehr ernst.“

„Was war es, das Sie auf die Idee gebracht?“ Georg antwortete nicht gleich, sondern fragte dagegen:

„Besitzt Herr Murkstoff schon lange den Dolch, der auf seinem Tische lag?“

„Er ist ein Geschenk von einem Grafen R., mit dem er in Paris viel verkehrt hat,“ antwortete Wanda, leicht erröthend. „Für den Grafen R. aber sage ich gut.“

„Er ist ein wackerer Mann, aber ein fanatischer Pole. Er ist es, von dem ich sprach.“

Wanda's Wangen färbten sich purpurn. „Wer ist die Dame,“ fragte sie mit leise bebender Stimme, „von der Sie glauben, daß Graf R. sie zu politischen Intriguen verleiten will?“

„Ich habe nur eine Vermuthung, keine Gewißheit. Ich dürfte den Namen nur im Vertrauen auf Ihre Diskretion nennen, aber auch das fällt mir schwer, da ich einen Argwohn angedeutet.“

„Sie wohnt hier in Berlin?“

„Ja.“

„Olga v. Dublinka?“ fragte Wanda hastig.

„Sie errathen das?“

„Wo wohnt die Dame?“

„Sie wissen den Namen und kennen die Adresse nicht?“

„Ich belauschte Murkstoff, als er verdächtigen Besuch hatte. Ich hörte den Namen zweimal nennen, als wolle der Betreffende, daß Murkstoff ihn sich einprägte.“

„Sie ist Gesellschafterin der Prinzessin Radziwill. Ich beschwöre

Sie, helfen Sie mir, die Dame zu warnen, verhindern Sie Murkstoff, dieselbe zu kompromittiren.“

„Er erbat sich gestern das Siegel der Gräfin,“ murmelte Wanda, sichtlich in heftiger Erregung. „Jetzt habe ich es! Unter dem Siegel der Gräfin verpackt er seine Brieffschaften, die seiner Genossen. Er übergab einem Boten ein Päckchen, ich hörte, daß er das Palais Radziwill nannte. Ich werde es erfahren, was der Bube treibt. Aber es scheint mir, daß eine Dame, welche Geheimnisse mit dem leibeigenen Diener der Gräfin L. theilt, sich selber kompromittirt. Ich stehe in Diensten der Gräfin L., und wo es gilt, das Interesse, vielleicht die Ehre und Sicherheit meiner Gebieterin zu wahren, da kann ich mich zu keiner Rücksichtnahme auf Andere verpflichten.“

Das Auge Wanda's funkelte, ihr Wesen verrieth eine leidenschaftliche Erregung, deren Ursache tiefer lag, als in dem Eifer, das Interesse ihrer Herrin wahrzunehmen. Georg bereute es, daß er ihr sein Vertrauen geschenkt, aber es war zu spät, er fühlte, daß er nichts mehr bessern, sondern nur die Sache verschlimmern könne, wenn er versuche, den Argwohn zu beschönigen, den er selber angeregt. Er verließ das Hotel in ziemlich gedrückter Stimmung, nachdem er Wanda nochmals daran erinnerte, daß er nur eine Muthmaßung, aber keinen bestimmten Argwohn ausgesprochen. Die Situation, in der er sich befand, war äußerst peinlich. Es lag auf der Hand, daß Felix R. zu Wanda Pirowska in einem Verhältniß stand, welches ihr ein Recht gab, Eiferfucht laut werden zu lassen. Von dem Wunsche beseelt, Olga Unannehmlichkeiten zu ersparen, hatte er, ohne es zu wollen, ihr die Feindschaft und den Argwohn einer Eifersüchtigen zugezogen, es war aber kaum ein Zweifel daran möglich, daß ein Mensch, wie Murkstoff, sich nicht allein zum geheimen Diebesboten für Felix R. bergeben, sondern daß den polnischen Agitator und den russischen Verschwörer politische Intriguen zusammengeführt.

Georg schwankte keinen Moment, dem Fürsten Wittgenstein offenen Bericht zu erstatten. Es war kein Verrath, den er an der Gräfin L. übte, er hatte Beweise dafür, daß sie von dem heimlichen Treiben Murkstoff's nichts wußte, Felix R. konnte es aber von ihm auch nicht fordern, daß er um seinetwillen den Russen schonte, das Vertrauen des Fürsten täuschte und Olga einer Gefahr entgegengehen ließ, die vielleicht jetzt noch zu beseitigen war. Spielte Felix R. mit Feuer, so war es seine Sache, sich davor zu hüten, daß die Flammen ihn nicht ergriffen.

Georg meldete dem Fürsten, daß die Gräfin L. allein zu dem Zwecke nach Berlin gekommen sei, die Operation geschehen zu lassen welche Doktor Dieffenbach heute vollzogen, daß er aber starken Verdacht gegen Murkstoff hege, derselbe verfolge heimlich, hinter dem Rücken seiner Gebieterin, staatsgefährliche Pläne.

Da Georg wußte, wie befreundet der Fürst mit der Familie Radziwill war, wagte er, dem Fürsten einen vertraulichen Wink zu geben, als könne die Entdeckung der Intriguen Murkstoff's die Folge haben, daß man Verbindungen auf die Spur komme, welche der Russe versucht habe, mit der fürstlichen Familie oder Angehörigen ihres Haushaltes anzuknüpfen. Wittgenstein wurde bei dieser Andeutung sehr aufmerksam und stellte plötzlich an Georg die Frage, wer der Freund gewesen, den er vor seiner Abreise von Berlin im Palais Radziwill getroffen und zu Jagor geführt habe.

Die Frage kam Georg höchst überraschend, sie bewies, daß Sperber damals Argwohn gegen ihn geschöpft, Georg fühlte, daß es von seiner Antwort abhängen, ob der Verdacht gegen ihn endlich zu erlöschen sei oder nicht. Aber es war ihm heute weder durch die Freundschaft, noch durch die Ehre geboten, die Wahrheit zu verheimlichen, er nannte den Namen seines Freundes und gab an, daß derselbe mit ihm zusammen studirt habe.

„Und Sie sahen ihn damals in Berlin zuerst wieder,“ forschte der Fürst. „Sie standen nicht mit ihm in Briefwechsel, Sie wußten nicht, daß er unter falschem Namen in Berlin war, daß er ein sehr gefährlicher Agent der Revolution?“

„Durchlaucht,“ entgegnete Georg, „er sagte mir, daß er unter falschem Namen in Berlin sei, aber ich wehrte jedes weitere Vertrauen

ab, um nicht die Pflichten der Freundschaft mit meiner Pflicht als Beamter in Kollision zu bringen, ich forschte nicht, ob er ein Abenteuer oder politische Intriguen verfolgte. Ich wußte es, daß die politische Richtung, der er sich ergeben, unserem freundschaftlichen Verkehr im Wege stehe, und sagte ihm das."

"Woher kannten Sie seine Thätigkeit? Sie haben mit ihm korrespondirt?"

"Nein, Durchlaucht, ich hatte ihn inzwischen in Liegnitz wieder gesehen, als er dort seinen Schwager, den Herrn v. Folkmar, besuchte."

"Folkmar ist der Schwager des Grafen Felix R.!" rief der Fürst überrascht. "R. war damals in Liegnitz, als Ihr Prozeß spielte?"

"Einige Monate früher, Durchlaucht," versetzte Georg erdthend, denn er konnte errathen, was der Fürst in Gedanken kombinirte.

Der Fürst schlug sich mit der Hand vor den Kopf. "Ich hätte das entdecken können," murmelte er, "seit man mir den Grafen R. als einen gefährlichen Agitator geschildert. Aber die Untersuchungskommission in Liegnitz hätte es schon früher entdecken müssen, daß der Rath Folkmar polnische Verwandte besitzt. Herr v. Trota," wandte sich der Fürst plötzlich zu Georg und reichte ihm die Hand, "ich stelle keine Frage, aber ich werde dafür sorgen, daß eine Dummheit der Untersuchungskommission, welche es verschuldete, daß ein Ehrenmann unnötig gemahregelt wurde, nicht länger wie ein Fluch Sie verfolgt. Sie haben mir Achtung abgezwungen, ich bin stolz darauf, daß ich Sie gegen Ihre Feinde schützte, ehe ich noch die Beweise Ihrer Ehrenhaftigkeit hatte."

Georg konnte stolz sein; so offen und so herzlich hatte der Fürst noch Keinem seine Anerkennung gezeigt.

17.

Zum Palais des Fürsten Radziwill herrschte eine gedrückte Stimmung. Es war die Kunde gekommen, daß der Cäsarwitsch Konstantin, der Gemahl der Fürstin v. Lowicz, auf die Krone Rußlands zu Gunsten seines Bruders Nikolaus verzichtet habe, daß also die Hoffnung der Polen auf einen günstigen Einfluß der Fürstin Lowicz gescheitert sei; es sollte sich nichts ändern, Konstantin begnügte sich, unter seinem Bruder Statthalter Polens zu bleiben, wie er es unter seinem Vater gewesen, der Umstand aber, daß Verschwörungen entdeckt worden, ließ erwarten, daß Nikolaus strenger als der verstorbene Zar die Zügel der Regierung handhaben werde.

Kaiser Nikolaus hatte die Revolte in Petersburg durch persönlichen Muth, kaltblütige Energie und durch die Gewalt niedergeworfen, die ein für seine hohe Mission begeisterter Mann über die Massen besitzt. Die Strafe mußte jetzt dem Verbrechen folgen, die Untersuchung alle Mitglieder der Verschwörung aufspüren und zur Rechenschaft ziehen.

Waren auch die gewöhnlich in Berlin lebenden Glieder der Radziwill'schen Familie nicht direkt bei der Verschwörung betheiligte, so gehörten doch ihre Sympathien ihren Verwandten, ihren Landsleuten, ihrem Vaterlande an.

Es war in Berlin das dunkle Gerücht verbreitet, daß sehr gefährliche Agenten auf räthselhafte Weise der Polizei entschlüpft seien, daß man einen Beamten der Gesandtschaft, welcher die Verschwörer entdeckt, ermordet gefunden habe, es hieß, die ganze Polizei sei in Bewegung, die Spur der Verbrecher zu suchen.

Nebenher erzählte man auch viel von der Dame mit dem Todtenkopf. Da hieß es einerseits, der Doktor Dieffenbach habe eine wunderbare Operation glücklich vollzogen, die Dame habe Hoffnung, ein menschlich aussehendes Antlitz zu erhalten, andererseits wollte man wissen, die ganze Sache sei eine Komödie, von einer Operation sei keine Rede gewesen, Dieffenbach habe die Dame nur veranlaßt, ihre Maske abzuliegen; sie werde unter Aufsicht der Polizei gehalten, man habe in ihrer

Wohnung die Pläne hochverrätherischer Verschwörungen gefunden, ihr Sekretär sei flüchtig, er sei es, der den Herrn v. Trota ermordet habe.

Die Prinzessin Luise war einige Tage leidend gewesen, Olga war kaum von ihrer Seite gekommen, die Kammerzose hatte ihr die Gerüchte zugetragen, welche in der Stadt kursirten.

Olga hatte jedoch noch von anderer Seite her Nachrichten erhalten, welche sie theilweise beruhigten, theilweise befremdeten. Der Argwohn Georg's, daß Felix R. sie damals in Berlin aufgesucht, um sie in politische Intriguen zu verwickeln, war nicht unbegründet gewesen, hatte doch Felix sich ja auch früher nicht gescheut, vertrauliche Mittheilungen, die er seinem Schwager in Gesprächen entlockt, in einer Broschüre zu verwerthen, durch deren Erscheinen dann die Existenz, ja die Ehre Folkmar's gefährdet worden.

Graf R. hatte die Jugendfreundin der jetzigen Fürstin v. Lowicz aufgesucht, um durch sie die Familie Radziwill zu bewegen, die revolutionären Bestrebungen zu unterstützen, er hatte geglaubt, auf den Patriotismus einer Dame rechnen zu können, deren Eltern unter dem Druck russischer Tyrannei gelitten, und die lieber ein gastliches Asyl und ihr Vaterland verlassen, als das Brod des Großfürsten Konstantin angenommen.

Olga hatte insoweit den Bitten R.'s nachgegeben, Korrespondenzen an den Fürsten Michael Radziwill zu vermitteln, und es war ihr das um so leichter geworden, als der alte Fürst Michael ihr darin entgegenkam — Briefe, welche die Absender demselben nicht direkt zuschicken wagten, gingen über Berlin durch Olga's Hand.

Die Korrespondenzen waren in letzter Zeit mit einem gräflichen Siegel verschlossen gewesen, sie hatten vorher öfter den Stempel auswärtiger Wohlthätigkeitsanstalten getragen, und Olga hätte schon aus dem verdächtigen Umstande, daß man den Briefen ein wechselndes Aeußere gab, schließen können, daß sie ein Werkzeug gefährlicher Verhandlungen geworden, aber sie beruhigte ihr Gewissen damit, daß das Haupt der Familie Radziwill ihre Handlungsweise sanktionirte.

Vor etwa acht Tagen hatte ein Bote ihr ein Päckchen mit Briefen zugestellt, das wieder das gräfliche Wappen trug, es hatte für sie ein anonymes Billet dabei gelegen, in welchem sie aufgefordert wurde, des Abends um eine bestimmte Stunde sich an einem bezeichneten Orte im Thiergarten einzufinden, sie werde dort einen Freund Polens treffen.

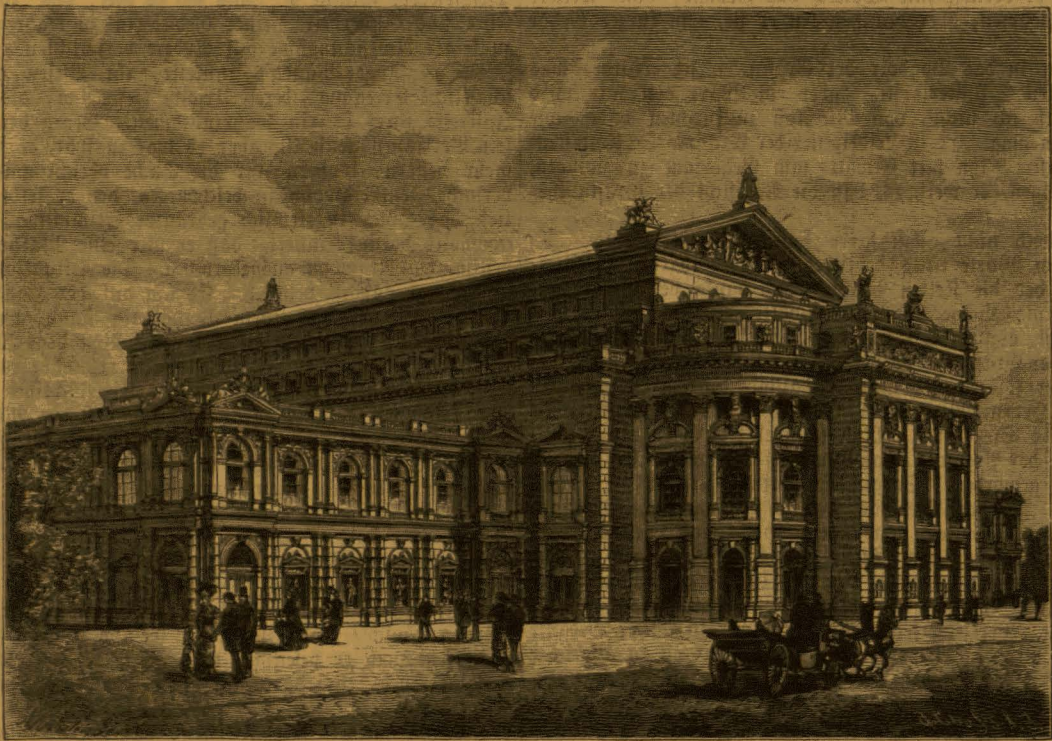
Eine solche Zumuthung mußte Olga erschrecken und sie davor warnen, unbekanntem Personen, welche immer dreister wurden, fernere Dienste zu leisten. Einen Tag später — sie hatte natürlich der Aufforderung keine Folge geleistet — erhielt sie ein ebenfalls anonymes Billet, welches anscheinend von einer Frauenhand herrührte.

"Sie werden gewarnt," hieß es darin. "Graf Felix R. betrügt Ihr Herz, wie er das Aenderer betrogen, Ihre Ehre, Ihre Existenz und Ihre Freiheit werden an dem Tage verloren sein, wo Sie ihn wieder empfangen."

Der Argwohn lag nahe, daß Graf R. es gewesen, der sie zu einem Rendez-vous aufzufordern gewagt, daß eine Geliebte desselben aus Eifersucht sie bedrohte.

Der Leser wird sich jetzt die Unruhe erklären, in welche die Gerüchte, deren wir oben erwähnt, Olga versetzten. Sie sah in ihrer Angst den Grafen R. schon verhaftet, sie mußte davor zittern, daß die Geliebte desselben sie aus Rache denunzirte, sie sei die Vermittlerin seiner Intriguen gewesen, oder unter der Androhung solcher Rache ihre Hilfe, ihre Verwendung zu Gunsten des Grafen forderte.

(Fortsetzung folgt.)



Das neue Hofburgtheater in Wien. (S. 112)



Kaiserin Eugenie von Frankreich empfängt die Nachricht der Niederlage bei Sedan. (S. 112)

**Mannigfaltiges.**

(Nachdruck verboten.)

**Das neue Hofburgtheater in Wien.** (Mit Bild auf Seite 110.) — Gegenwärtig geht in Wien das neue Hofburgtheater, von dem wir auf S. 110 eine Ansicht geben, seiner Vollendung entgegen. Es ist ein mächtiger Bau im Renaissancestil, der nach den Plänen von Semper und Hagenauer auf der östlichen Seite des Franzensringes, gerade gegenüber dem neuen Rathhause, aufgeführt ist. Das imposante Gebäude besteht aus einem erhöhten Mittelstock mit etwas niedrigeren, zurücktretenden, lang gestreckten Flügeln. Der mit einem Giebel getriebene Mittelstock bauscht sich nach der Front halbkreisförmig aus, ist aber vorn gerade abgeflacht und zeigt hier das rechts auf unserem Bilde sichtbare Hauptportal, das dem Ring zugekehrt liegt. In den Flügeln sind die Zufahrten für die Kaiser- und Prinzenlogen, sowie für die verschiedenen Logenränge. Das Foyer liegt im ersten Stock über der an das Portal sich anschließenden Vorhalle. Der glockenförmig gestaltete Zuschauerraum wird in Barterre und in vier Rängen über 2000 Personen fassen und schließt mit einer flachen Decke ab.

**Eine schlimme Botschaft.** (Mit Bild auf Seite 111.) — Schon am Nachmittag des 3. September 1870 waren die ersten Nachrichten von der Katastrophe bei Sedan nach Paris gelangt, aber erst am Abend, nachdem Napoleon III. sich von Schloß Bellevue aus in die deutsche Kriegsgefangenschaft begeben hatte, bekam die Kaiserin Eugenie per Telegramm die Nachricht hiervon und gleichzeitig die Depeschen vom Kriegsschauplatz, welche ihr der Marschall Montauban, Graf v. Palikao, dem sich Ferd. v. Lesseps, der Erbauer des Suezkanals, ein Verwandter der Kaiserin, angeschlossen hatte, überbrachte. Unser Bild auf S. 111 stellt den Moment dar, in welchem die Gemahlin Napoleons III. diese schlimme Botschaft erhielt, welche sie so hart strafe für den Uebermuth, mit dem gerade sie zum Kriege mit Deutschland gedrängt hatte. Sie drohte zuerst unter diesem Schlage zusammen zu brechen, sagte sich aber bald wieder und berieth dann mit den beiden oben genannten Herren, was zu thun sei. Das Ergebnis dieser Berathung war eine von der Kaiserin erlassene Proklamation an die Nation, aber es war bereits zu spät: noch in derselben Nacht wurde der Kaiser und seine Dynastie vom gesetzgebenden Körper aller verfassungsmäßigen Rechte für verlustig erklärt, und zwölf Stunden später war Frankreich durch die unblutige Revolution vom 4. September eine Republik.

**Ein wahnwüthiger Herrscher.** — König Christian VII. von Dänemark (1766 bis 1808) verfiel infolge seines ausschweifenden Lebens in Wahnsinn, herrschte aber dennoch weiter, während zuerst der Minister Struensee und nach dessen Sturz der Kronprinz Friedrich in Wirklichkeit regierten. In seiner Geistesumnachtung hatte Christian aber zuweilen lichte Momente, oder es lag in seinem Wahnsinn etwas Geniales, wie in dem der Shakespeare'schen Narren. Er unterschrieb noch immer alle Dekrete, meistens jedoch so undeutlich, daß man ihn das Nämliche mehrmals vorlegen mußte. Bald machte er ellenlange Buchstaben, bald malte er eine Frage hin oder er unterzeichnete Christian VII. u. Comp. Nicht selten, wenn er eine Stunde mit dieser Thätigkeit zugebracht, warf er die Feder mit den Worten fort: „Für heute genug regiert!“ Er hatte eine lange Nase und hörte einmal, daß der Gesandte eines fremden Staates sich darüber lustig machte, worauf er demselben juriet: „Hätte man Ihren Herrn so lange an der Nase herumgezogen wie mich, so würde die Feinigkeit ebenso lang sein.“ Die Personen, welche an der königlichen Tafel speisten, nahmen gewöhnlich nicht die geringste Rücksicht auf ihn und unterhielten sich so zwanglos, als ob er gar nicht vorhanden wäre. Einmal, in dessen, als zwei Damen, welche rechts und links von ihm saßen, sich vor ihm zusammen neigten, um sich eine Bemerkung zuzusüßern, hob er sie mit beiden Armen auseinander, legte sich dann mit den Ellbogen breit auf den Tisch und rief mit starker Stimme in die an der Tafel herrschende lebhaft Unterhaltung hinein: „Wie nun, wenn ich jetzt plötzlich wieder zum völligen Gebrauche meines Verstandes gelangt wäre?“ Alles verstummte bei diesen Worten, fürchtend, daß sich das Ange deutete wirklich ereignen hätte. Der König ließ die Gesellschaft einige Augenblicke in ängstlicher Ungewißheit, nickte dann lachend und sagte: „Nun, nun, Kinder, für dieses Mal wollen wir es noch beim Alten belassen.“ [v. M.]

**Der englische Schweiß.** — Während des Bürgerkrieges der rothen (Lancaster) und weißen Rose (York) in England trat zum ersten Male eine neue Epidemie auf, die man den „englischen Schweiß“ nannte. Bei der Schlacht von Bosworth im Jahre 1485, in welcher der erste Tudor, Heinrich Richmond, den letzten Plantagenet, Richard III., besiegte, starben die Krieger innerhalb acht bis zehn Stunden von den Strömen des Schweißes. Die Krankheit wüthete in England, Schottland und Irland. Im Jahre 1507 trat dieselbe Krankheit in milderer Form auf, aber bei ihrem dritten und heftigsten Erscheinen im Jahre 1518 erlag ihr fast die Hälfte der Bevölkerung, oft trat der Tod in zwei bis drei Stunden ein. Schottland und Irland wurden fast entvölkert. Dann sprang das Leiden nach dem damals zu England gehörigen Calais über, aber kein Franzose wurde von ihm befallen. Im Jahre 1527 trat die Epidemie zum vierten Male auf, auch in Calais, wo ihr aber nur Engländer zum Opfer fielen. Nun verbreitete sie sich nach Ham-

burg und durch Deutschland nach Polen. Im Jahre 1551 brach der englische Schweiß abermals in England, Schottland und Irland aus; 1552 auch in Leipzig; 1621 in einigen Gegenden Frankreichs, aber er besiel nur blondhaarige, schlankgewachsene Personen und alle dortigen Deutschen. Die Erkrankung nahm bei übermäßigem Schwitzen und Schwächung der Lebenskräfte einen schnellen Verlauf; die Leiden zerlegten sich sehr rasch. Als Heilmittel wurden Abführungen und Brechmurgele angewandt. Der Arzt Mairissonneuwandte mit ziemlichem Erfolge Douche von kaltem Wasser an. [R.]

**Das Auge des Stodfisches.** — Von der erstaunenswerthen Feinheit, mit welcher die Natur einige ihrer Gebilde konstruirt, gibt z. B. die Untersuchung der Krystall-Linse im Auge des Stodfisches einen hervorragenden Beweis, denn diese Linse besteht aus flachen, dünnen Fasern, zu Blatten vereinigt, deren seitliche Ränder zur gegenseitigen innigen Verbindung gezähnt sind; an jeder dieser Fasern aber befinden sich nach genauen Berechnungen 12,500 solcher Zähne, während die ganze Linse aus etwa fünf Millionen Fasern besteht, wonach sich also die Gesamtzahl dieser Miniaturzähne einer einzigen Stodfisch-Linse auf 62,500,000,000 bejffert. Aehnliche ungeheure Zahlen ergeben auch die Linsen anderer Fischgauen. [R.]

**Unangenehme Wahl.** — Ein Breslauer reiste im Anfange des 17. Jahrhunderts in Polen, als ihm in einem kleinen Städtchen, woselbst er Nachtherberge genommen, seine Baarschaft im Betrage 500 Dukaten entwendet wurde. Er hatte Verdacht gegen seinen Wirth, verklagte diesen und erhielt auch, da der Wirth wirklich schuldig war, sein Geld wieder. Nun aber beistigte der Richter vom dem Fremden, er solle den Dieb aufhängen. Natürlich sträubte sich der Breslauer, der Richter weist dagegen auf einen altprivilegirten Brauch der Stadt hin, der verlange, daß der Geschädigte verständig an dem Dieb die Strafe vollziehe. Der Fremde will lieber auf sein Geld verzichten. „Das hilft Dir nichts,“ sagt der Richter, „doch hast Du nach unserem Privileg die Wahl: entweder hängst Du den Dieb, oder er hängt Dich.“ Jetzt zog der Breslauer freilich das Erstere vor. Nach der Exekution überreichte ihm der Richter ein Bestätigungsschreiben, in dem ausgesprochen war, daß solches ihm an seiner Ehre unnachtheilig sein solle. [G. R.—r.]

**Ein Pechsee** befindet sich in Trinidad (Venezuela). Jährlich werden ihm 50,000 Tonnen Pech entnommen, ohne daß man in dem See, dessen Tiefe noch unbekannt ist und der eine Fläche von 100 Ader einnimmt, eine Abnahme bemerkt. Er gehört der Regierung und ist an eine amerikanische Firma verpachtet. Als Gegenstück dazu ist ein Theerstrom zu erwähnen. In Dedniridge County (Kentucky) fließen Theer- und weisse Schwefelquellen unter 180 Fuß hohen jähen Felsen hervor. Besonders auffallend ist ein schmaler Streifen flüssigen Theers, der beständig auf einem Wasserströme fließt und in einem Refervoir gesammelt wird. Setzt er einmal einen Augenblick aus, so ist sogleich ein anderer Theerstreifen da, so daß die Menge unerhöplich zu sein scheint. Hunderte von Jahren ist der Theer Tag und Nacht geflossen, dies sieht man an 10 Fuß dicken und 100 Fuß breiten Bänken von Pech, die durch Verdunstung des flüssigen Theils aus dem dicken Theerströme entstanden sind. [R.]

**Eine verbe Abfertigung** wurde dem Minister Talleyrand zu Theil, welcher durch den preussischen Gesandten Solz eine Fürbitte für die Jenaer Brücke zu Paris einlegte, welche Blücher in die Luft sprengen wollte. Blücher, welcher mit der Orthographie auf sehr gespanntem Fuße lebte, schrieb in seiner Weise zurück: „Ich habe beschloßen, daß die Brücke geprenkt wehrden soll und kan ich Em. hoch Wohlgebohren nich verröhären, daß es mich recht lib seyn wird wenn Sich Rukije Taleran vorher druffsetzt, welches ich Em. hochgebohren Bitte ihm wissen zu laßen.“ [D. R.]

**Ausreichende Gründe.** — „Wie kommt es,“ fragte man einen jungen Dichter, „daß es in der zweiten und dritten Aufführung Ihres Drama's so leer gewesen ist?“ — „Das ist sehr natürlich,“ erwiderte er, „vorgestern war der Regen schuld, gestern das prachtovolle Wetter.“ [Fr. Bl.]

**Räthsel.**

Durch mich wird viel hervorgebracht,  
Wie durch mich viel zusammenbracht.  
Der dieses Räthsel sich erdacht  
Auf mich, gewiß, der hatte mich.  
Nur wenn ich überkomme Dich,  
Ist Dir die Lösung leicht gemacht.  
Auflösung folgt in Nr. 29.

[Dolf Nagel.]

**Auflösungen von Nr. 27:**

der Charade: Ruthwilly; des Bilder-Räthfels: Jeder Schuldge ist der Unschuld Feind.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Verlag von Emil Hölter in Tremeßdar.  
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von  
Hermann Schönlcin in Stuttgart.



Aber hören Sie 'mal, Herr Müller, der Hund, den Sie mir da ver-  
kauft haben, ist ja eine Hündin!  
— Ja sehen Sie, Herr Schmidt, das liegt in der Kasse, denn seine  
Mutter war auch eine Hündin.